

Verelsässerung der deutschen Schweiz ?

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **3 (1947)**

Heft 2

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-420026>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Verelssäuerung der deutschen Schweiz?

Über tausend Jahre, seit der Zeit der Völkerwanderung, war das Elsaß deutsches Land gewesen, um 1500 ein blühender Garten deutschen Geisteslebens; der Name Straßburgs hatte einen Klang, als noch niemand von Berlin oder Weimar sprach. Nach dem Dreißigjährigen Kriege nahm Frankreich Land und Hauptstadt an sich, und damit trat eine Romanisierung ein, in der zwar nicht das Volk verwelste, wohl aber der Adel zu Stadt und Land und die städtische „Gesellschaft“, die „Bourgeoisie“. Die Romanisierung von Sprache und Sitte ergriff aber damals mehr oder weniger ganz Westeuropa, besonders auch den deutschen Adel und die Fürstenhöfe, aber auch die eidgenössischen Städte, so daß zum Beispiel, woran wir auch schon erinnert haben, im Jahre 1680 der Herisauer Leinwandhändler Johannes Grob sein Gedichtbändchen wem widmete? „A Monsieur Mons. David Solicoffre d'Altenklingue, Bourgeois de St-Gall“! Das verlangte damals die Höflichkeit. Nirgends wohl führte aber die Verwelschung in Sprache und Sitte zu einer so tiefen Spaltung des Volkes wie im Elsaß; darum kann man ähnliche Vorgänge in andern Ländern „Verelssäuerung“ nennen. Verelssäuert in diesem Sinne war besonders die Stadt Bern, wovon Rudolf von Tavel in seiner köstlichen Erzählung „Jä gäll, so geit's!“ ein reizendes Beispiel gibt: Die Frau Salzkammerschreiberin hat sich bei einem vornehmen Hausball den Fuß vertreten, was man feststellt in der Form: „Madame s'est foulé le pied“; der Hausdiener aber, der sie in der Sänfte heimbringt, meldet das ihrer Haushälterin mit den Worten: „Di Alti het sich der Scheiche gwirset (verstaucht) abem Tanze.“

Was mit der deutschen Sprache seit dem ersten Weltkrieg und heute erst recht im Elsaß geschieht, beschäftigt uns hier nicht, sondern nur die Frage, ob nach der neuen Niederlage des Deutschen Reiches auch die deutsche Sprache wieder geschlagen sei wie vor dreihundert Jahren, insbesondere ob in der deutschen Schweiz wieder eine Verelssäuerung, ein gesellschaftlicher Niedergang der deutschen Sprache zugunsten des französischen eintreten werde. Ein eifriges Mitglied unseres Vereins glaubt Anzeichen dieser Gefahr zu erblicken und schreibt uns dafür folgende Beispiele:

1. In Bern gibt es zwei Warenhäuser mit den Namen „Au bon marché“, deren Kunden zweifellos zu neunzig Prozent aus Deutschschweizern bestehen. — Den Gipfel leistet sich aber die Luzerner Firma Bucheder & Co., die Porzellan- und Kristallwaren (herstellt? und) vertreibt und in Zürich und Luzern Verkaufsgeschäfte unter dem vornehmen Namen „Aux arts du feu“ eröffnet hat. Bei der Eröffnung des Zürcher Tochtergeschäftes erschien in der „Tat“ (am 9. Februar 1946) eine schöne Bildanzeige mit folgendem Text: „Aux arts du feu. Cristaux, porcelaines. Ouverture le 13. 2. 46, Bahnhofstrasse ... Zürich.“
2. Letztes Jahr pries das Bekleidungsgeschäft PKZ in Bern um die Weihnachtszeit seine Waren mit folgender Anzeige im „Bund“ an: „Vêtu de PKZ, bien vêtu.“ — Bei der gleichen Firma sind am Eingang die Namen aller schweizerischen Städte aufgeführt, in denen die PKZ ein Zweiggeschäft führt, darunter „Bienne“ (nur so!).
3. Die Firma Ruckli in Wil (St. G.) pries ihre „Royal-Strümpfe“ vor einigen Jahren in der „Weltwoche“ stets französisch an.
4. Aus der Vergnügungsindustrie einige auffallende französische Wörter, die in neuester Zeit auch in den kleineren Ortschaften der deutschen Schweiz entsprechende deutsche Wörter aus dem Felde geschlagen haben: „Soirée dansante“, „thé dansant“ (für „Abendunterhaltung mit Tanz“, „Tanzabend“ usw.); „Postillon d'amour“ (eine ständige Einrichtung vieler volkstümlicher Konzertwirtschaften zur Vermittlung kleiner Liebesbotschaften von jungen, einander unbekannten Leuten, die gern zu einem Stelldichein („pardon“: Rendez-vous kämen); „Après-Ski“ für die Ski-Mode; „Conférencier“ für jeden besseren Hanswurst, der die Leute unterhält.
5. In Bern wurde im Frühjahr 1946 eine Ausstellung von Gemälden belgischer (sicher auch flämischer!) Künstler durchgeführt unter dem Titel „Sept peintres belges“. Wem würde es einfallen, in Genf eine Ausstellung österreichischer Kunstwerke deutsch anzukündigen?
6. Die „Centrale sanitaire suisse“ weiß sich keinen deutschen Namen zu geben, obwohl sie ihren Sitz in Zürich hat und das meiste Geld, das sie für die Kriegsgeschädigten sammelt, von den Deutschschweizern erhält. Sie ist auch in Deutschland unter diesem fremden Namen tätig.
7. Ich kam vorletzten Sommer nach Murten, sah unter anderm das Geburtshaus Jeremias Gotthelfs an und wollte dann meinen Angehörigen als finigen Gruß eine Ansichtskarte von diesem ehrwürdigen Hause senden. Aber im ganzen Ort fand ich keine anderen Karten als die mit der Aufschrift: „Morat, maison natale de Jérémie Gotthelf.“
8. Vor einiger Zeit besuchte ich einen alten Freund, zum erstenmal nach seiner Verheiratung. Er ist Bündner, seine Frau Baslerin. Sie wohnen in einem malerischen Städtchen am Rhein. Daß wir uns angeregt unterhielten, selbstverständlich auf deutsch, ist Nebensache. Aber zu meiner Überraschung sprach

chen sie miteinander vorzugsweise französisch, besonders wenn es sich um kleine, alltägliche Dinge handelte. — Wie werden sie's mit ihren Kindern halten? Wahrscheinlich werden sie auch ihnen diese Liebhaberei angewöhnen.

9. Ein Dienstkamerad — St. Galler — spricht mit seiner Braut, die ebenfalls Deutschschweizerin ist, ebenfalls fast nur französisch. Begreiflicherweise, sie haben ja zwei Jahre miteinander als Angestellte in Genf gearbeitet!
10. In Rorschach und in Bern habe ich gute Bekannte, die welsche Frauen geheiratet haben. In ihrer Wohnung hört man deutsche Worte nur ausnahmsweise!
11. Auf einem großen Bundesamt in Bern ist beobachtet worden, daß etwa die Hälfte der neuvermählten Ehepaare einen welschen Ehepartner aufweisen. Ungefähr die Hälfte der Vermählungsanzeigen dieser Paare waren zweisprachig abgefaßt, die andern nur französisch. Alle Heiratsanzeigen gehen im ganzen Amt um.
12. In einer Berner Pension, die von einer Emmentalerin geführt wird, speisen neben einem Duzend Deutschschweizer zwei Welsche; welsch ist auch die Serviertochter, ein einfaches Mädchen vom Lande. Wie man sich's denken kann, bemühen sich alle Deutschschweizer — bis auf einen —, nur ja ihre Bildung zu zeigen, indem sie mit dem Mädchen französisch parlieren. Der „eine“, der es allein nicht tut, machte eine erfreuliche Feststellung: das Mädchen kann sehr gut schrift- und schweizerdeutsch sprechen! Aber sie hat's wirklich nicht nötig in Bern.
13. Im Speisewagen zwischen Bern und Langenthal: „Messieurs, billets s'il vous plaît“, ruft der Schaffner. Deutsch kann er wohl, aber man muß es verlangen. — Ein andermal höre ich rufen: „Burgdorf — Berthoud!“ Niemand erhebt Widerspruch.
14. Neues Leben blüht allüberall! Wirtschaften, die nicht mehr „gingen“ — wegen ihres wenigstens halbwegs deutschen Namens? — werden erneuert und erhalten französische Namen: Luzern: Das „Restaurant Theater“ wird zur „Cave Valaisanne“; Bern: Das „Wiener Café“ verwandelt sich ins „Café de la Paix“, das „Restaurant Union-Bernerstube“ ins „Ermitage“.
15. In Gümliigen sieht man an der Bahnstrecke nach Luzern eine große, moderne Gerberei. Ich hätte es allerdings ohne Kenntnis der französischen Sprache nicht wissen können, denn diese Fabrik nennt sich vornehmer „Tannerie“.

Gewiß: es gibt Einzelheiten und Kleinigkeiten, die sehr bezeichnend sind für große und allgemeine Erscheinungen, aber sie sind schwer und häufig erst nachträglich als solche zu erkennen. Was beweisen uns nun diese 15 Beispiele für eine Verelässerung der deutschen Schweiz? Sind sie nicht eher beruhigend als aufregend? An ein gewisses Maß von Welscherei, an die französische Kulturtünche (sie ist ja nur Tünche, und in

Deutschland nicht viel dünner!) sind wir ja längst gewöhnt. Die meisten dieser 15 Sünden stammen schon aus früherer Zeit und haben mit dem Ausgang des letzten Krieges nichts zu tun. Die Firma „Aux arts du feu“ ist neu an der Zürcher Bärengasse, aber schon vor zwanzig Jahren hat es dort eine Tafel „Aux élégantes“ gegeben; ein Seifensieder von „Oberwinterthour“ hat unter diesem Briefkopf mit dem Toggenburg verkehrt und ein Guttwiler Geschäft seine Rechnung französisch an den Bodensee hinausgeschickt. Usw. Das kann man sich ja fragen: Wenn der Krieg anders ausgegangen wäre, hätte dann die PKZ nicht eine andere Formel gefunden und das Luzerner Porzellangeschäft seine „Overture“, in Zürich auch auf „le 13. 2. 46“ ausgeschrieben? Wäre die lächerliche „Tannerie“ von Gümliken nicht eine vernünftige „Gerberei“ geblieben? Usw.! Aber wir können uns ja gar nicht vorstellen, was alles geworden wäre, und können nur froh sein, daß der Krieg so ausgegangen ist und nicht umgekehrt. Wäre es übrigens nicht zeitgemäßer, wenn der ehrbare Strumpffabrikant von Wil seine Erzeugnisse „Démocratique-Strümpfe“ nannte? Vieles wäre schon vor 1914 möglich gewesen, sogar die „Maison natale de Jérémie Gotthelf“ in „Morat“, worüber sich freilich dieser Jérémie geärgert hätte, denn er war gar kein Freund vom Welschen. Und anderes ist noch älter. Bei dem Eifer, mit dem wir Deutschschweizer fremde Sprachen lernen und uns das Gelernte durch Übung zu erhalten suchen, ist es begreiflich, wenn der Dienstkamerad, der seine deutschschweizerische Braut im Welschland gefunden, die sprachlichen Gepflogenheiten jener schönen Zeit daheim noch fortsetzt wie das Ehepaar am Rhein; die Kinder werden ihre Eltern dann schon zur sprachlichen Vernunft erziehen; denn Schule und Gasse sind manchmal doch stärker als das Haus. Daß ein Schaffner Burgdorf auch noch französisch ausrufen zu müssen glaubte und jener andere die Fahrkarten ebenso verlangte, war freilich nicht am Platze, aber da sollte man wissen, ob das wirklich Regel sei und nicht eine vereinzelte Ausnahme. Der „Conférencier“ von Dübendorf, der laut Zeitungsanzeige an der Abendunterhaltung des Töchterchors Hombrechtikon amtiert, ersetzt nicht etwa einen frühern deutschen „Ansager“, sondern kommt mit dem neuen Amt aus der Großstadt; denn fast alle städtischen Narreteien drängen mit der Zeit auch aufs Land hinaus. Daß belgische Maler heute lieber als „peintres belges“ auftreten, ist begreiflich, jedenfalls begreiflicher,

als daß 1926 das Zürcher Kunsthaus die Bilder des Zürchers Heinrich Füßli unter seinem englischen Namen „Fuseli“ ausstellte. Freilich wird man in Genf kaum die heute in Zürich gezeigte Ausstellung der „Meisterwerke aus Österreich“ unter deutschem Namen ausschreiben. Wenn in Luzern das „Restaurant Theater“ zur „Cave valaisanne“ umgetauft wurde, so hat auch das mit der Weltpolitik wenig zu tun, sondern mehr mit dem Streben nach „Bodenständigkeit“ (freilich auf fremdem Boden!), das sich auch in Zürich gegenwärtig in der Ausstattung solcher Gaststätten austobt.

Bevor man zahlenmäßig nachweisen kann, daß solche kleineren oder größeren, harmloseren oder bedenklicheren Verstöße gegen die Sprachgerechtigkeit zugenommen haben, brauchen wir uns noch nicht stärker zu beunruhigen als früher und dürfen uns sogar trösten an Beobachtungen, die in die umgekehrte Richtung zeigen. Zum Beispiel: Seit Jahren leistet die Stadt Bern immer noch Widerstand gegen die Forderung einer öffentlichen welschen Schule in der Bundesstadt, und der Obmann des Vereins der Freunde einer solchen Schule erklärte kürzlich in den „Basler Nachrichten“, die sich ebenfalls ausführlich dagegen ausgesprochen, Bern sei eine „nach Sprache und Kultur deutsche Stadt“ und es sei zum Vorteil des ganzen Landes, wenn es so bleibe, aber sein gefestigtes deutsches Wesen wäre nicht gefährdet, wenn zwei- oder dreihundert welsche Kinder eine französische Schule besuchten; sie dürfte auch nur Kindern welscher Mütter offen stehen. Trozdem erklärt sich die Schriftleitung der „Basler Nachrichten“ dagegen. In welschen Blättern tobt seit einigen Monaten wieder einmal der Kampf gegen den „scandale“ der deutschen Schulen im Jura, aber die bernische Unterrichtsdirektion hat sich bis jetzt nicht abhalten lassen, diese Wiedertäuferschulen zu unterstützen. Die Welschen sprechen von einem „malaise“ u. a. wegen Benachteiligung bei der Besetzung eidgenössischer Stellen, aber André, der Hasser und Verächter der deutschen Sprache, wirft ihnen vor, sie seien durch den alemannischen Helvetismus verbastardet. Viel mehr als früher kommen junge Welsche zu uns, um Deutsch zu lernen (so gut man das bei uns kann!). Als ein waadtländischer Hausbesitzer eine Wohnung ausschrieb, aber „Suisse allemand exclu“ (!), mußte er sich von seinen eigenen Sprachgenossen zurechtweisen lassen. Als während des ersten Weltkrieges ein welscher Staatsmann in Winterthur einen französi-

schen Vortrag hielt, rühmte eine Zeitung, das habe schon rein sprachlich viel heimatlicher geklungen als eine Rede aus dem Reich, aber der Genfer Politiker, der dort kürzlich sprach, bediente sich des Deutschen. Der anfangs erwähnten französischen Widmung Grobs an den „Bourgeois de St. Gall“ von 1680 haben wir schon einmal Bohnenblusts Sprachstolze Widmung an die „Hohe Regierung des Freistaates und Eidgenössischen Standes Genf“ vom Spätsommer 1943 gegenübergestellt. Was bot vor kurzem der Zürcher Stadtrat dem englischen Minister nach seinem Vortrag? Ein „Dinner“? Ein „Souper“? Nein, laut NZZ. einfach ein „Nachessen“. Das „Schweizerische Kaufmännische Zentralblatt“ stellt fest, daß die deutsche Sprache im Ausland, besonders in Holland und der Tschechoslowakei, förmlich geächtet sei, wir Deutschschweizer hätten aber keinen Grund, dabei mitzumachen, weder aus idealen noch aus Nützlichkeitsgründen; die gründliche Beherrschung einer Fremdsprache erreiche nur, wer seine Muttersprache achte. Der „Morgen“ (Olten) bestreitet die Berechtigung der Frage „Schriftsprache oder Mundart?“, es müsse heißen: „Schriftsprache und Mundart.“ In einem andern Blatt („Der Demokrat“) wagt Heinz Müller, der schon vor Jahrzehnten die geistige Überfremdung aus dem Norden bekämpft hat, sich „offen und laut zum Deutschtum zu bekennen“ und „allen zeitgemäßen Anpassern zum Trotz“ zu erklären: „Für mich bleibt Königsberg Königsberg, jetzt und für immer“, während freilich die Deutschschweizer „als letzter Hort des Deutschtums“ der Verflawung der deutsch kultivierten Ostseeländer „mit verschränkten Armen, ja sogar mit Wohlgefallen zusehen“. Sogar für die deutsche Schreibschrift setzt man sich verschiedenen Orts wieder ein, nachdem Prof. Laur seinen Unwillen darüber ausgesprochen, daß die heutige Jugend sie nicht einmal mehr lesen könne, und in der „National-Zeitung“ (!) wagt ein Berner Professor, auf Grund vieler Versuche zu erklären, die deutsche Druckschrift (die „Fraktur“) sei der lateinischen (der „Antiqua“) an Leserlichkeit „ganz sicher weit überlegen“; man sollte die beiden Schriften vereinigen. Am Radio hört man etwa noch in sonst schriftdeutscher Rede Maße in „Santimetern“ angeben, aber es kommt einem doch schon altmodisch vor, und wenn auch die Buße für die Abwesenheit an der „Generalversammlung“ einer Feldmauserkorporation da oder dort noch „50 Ets.“ betragen mag, das Weltblatt „NZZ.“ kostet laut Aufdruck „15 Rp.“, am Samstag

und Montagmorgen „20 Rp.“. Die meisten Deutschschweizer werden es immer noch lächerlich finden, daß man in Deutschland die „Pralinés“ Pralinen nennt; „me seit doch Pralinés!“, als ob ihnen die französische Form mehr sagte als die eingedeutschte -, und doch wagt es ein ganz feines Geschäft an der Zürcher Bahnhofstraße, seine „feinen Pralinen“ zu empfehlen. (Die Franzosen sagen übrigens pralines, nicht pralinés!) Und im Tessin kann man es erleben, daß die Fahrkarten deutsch verlangt werden, sogar „von Bellenz“. Usw. - Das sind auch etwa 15 Beobachtungen, Einzelheiten, Kleinigkeiten, deren Bedeutung wir auch nicht überschätzen, die wir aber den andern 15 doch gegenüberstellen wollen.

Nun war freilich eine sofortige deutliche Wirkung der deutschen Niederlage auf die Sprachverhältnisse der deutschen Schweiz auch nicht zu erwarten. Auch in Deutschland wird es nicht zu einer Verelfässerung kommen in dem Sinne, daß Adel und „Bourgeoisie“ je nach der Zone zur Sprache der Besetzungsmacht übergehen, schon weil es diese Schichten kaum mehr gibt. Gewiß machen sich bei uns Zeichen einer sprachlichen Überfremdung geltend, aber nicht einer französischen, sondern einer englischen, und es handelt sich selten um den Gebrauch einer fremden Sprache, sondern meistens nur einzelner fremdsprachiger Wörter. Zwar blühen die Englischkurse in Radio, Migros und anderswo, und übungshalber werden die Teilnehmer auch außerhalb dieser Veranstaltungen etwa englisch reden oder schreiben; aber da Englisch keine unserer Landes Sprachen ist, kann sein Gebrauch nicht „patriotisch untermauert“, sondern nur wirtschaftlich begründet werden; aus vaterländischen Gründen läge uns sogar das Italienische näher, aber bei der Wahl einer zweiten Fremdsprache zieht der junge Schweizer oder für ihn sein Vater meistens das Englische vor. Bei aller Bewunderung für die militärischen Leistungen der Angelsachsen und bei aller Dankbarkeit für die politische Befreiung Europas muß man aber die Angelsächserie, die heute im Anzeigenteil unserer Zeitungen und im gesamten Reklamewesen blüht, einfach lächerlich finden. Da empfiehlt man unsern Gärtnern ein neues Fahrzeug, das aus einem auf Räder gestellten Harasß besteht; dieser rollt also und trägt mit Recht den gut schweizerdeutschen Namen „Rolli“, aber englisch angestrichen, und sogar seine schweizerische Herkunft muß englisch ausgedrückt werden, er heißt nämlich „Swiss Rolly“! Das ist

freilich der Gipfel der Geschmacksverwirrung. Für unsere Bauern bestimmt ist „Willys-Universal-Landwirtschafts-Jeep“; man könnte meinen, der „Reklamer“ der Aktiengesellschaft, die ihn vertreibt, sei auch ein Engländer, denn in der Aufzählung der Vorteile dieses Fahrzeugs wechseln richtig und falsch gebeugte Eigenschaftswörter anmutig ab: „mit kompl. Verdeck (wahrscheinlich richtig) - neuer Bereifung (richtig!) - abklappbarer Heckladen (falsch!) - 3fach verstärktem Chassis-Rahmen (richtig!) - größere Kühler (falsch!) - verstärkter Kupplung (richtig!) - stark verbesserter Motor (falsch!) - volle Fabrik-Garantie (falsch!). Der gute Mann könnte noch etwas Deutschunterricht brauchen. Nur selten aber taucht ein englischer Satz auf, z. B.: heißt es von den 20 „Finest Virginia Mild Cigarettes“, die den gut republikanischen Namen „Royal Gold“ tragen, sie seien „meant to be smoked by those who care“. Ob in der Schweiz diesem Englisch zufolge eine einzige dieser Zigaretten mehr gekauft wurde? Wie weit in Bars und Dancings und beim Cocktail englisch gesprochen wird, entzieht sich unserer Kenntnis; wahrscheinlich sind diese angelsächsischen Errungenschaften, nach den Verhandlungen des Zürcher Kantonsrates zu schließen, der sittlichen und wirtschaftlichen Wohlfahrt gefährlicher als der Sprache. In Zürich wurde kürzlich ein junger Schwindler verurteilt, der in der Taufe noch den etwas altmodischen Namen Jakob erhalten hatte, im „Geschäftsverkehr“ sich aber Jim nannte, ein Geistesverwandter des Seldwylers John Rabys, auch ein „Schmied seines Glücks“. Überflüssiges Englisch schenkt uns auch Beromünster mit seinen Niggersongs. Und bedenklich ist die Angelsächserie, auf die Ida Frohnmeyer in ihren Versen S. 17 mit bissigem Humor hinweist.

Trotz alledem: Englisch ist für uns keine Gefahr im Sinne einer Verelassierung; gefährlich könnte uns doch nur eine unserer Landessprachen werden und als solche das Französische, aber diese Gefahr ist heute geringer als vor dreihundert Jahren; denn sein Mutterland war damals nicht nur die politisch und militärisch aufblühende Großmacht, es gab auch in allen Kulturbelangen den Ton an. Seither ist aber allerlei anders geworden, besonders seit 1940! Und anderseits: Wenn auch Deutschland heute 13 Millionen weniger zählt als vor dem Krieg, so gibt es noch immer fast doppelt so viele Menschen deutscher Zunge wie französischer; vor hundert Jahren noch waren es ungefähr gleichviel.

Das macht auch etwas aus. Freilich einen gewaltigen Vorteil hat das Französische: es ist nicht deutsch!

Innerhalb der Schweiz wird sich also wenig ändern, da ja auch die Mundartbewegung nicht stark überbordnet ist. Freilich: daß die Achtung auch vor dem sprachlichen Deutschtum in der Welt draußen gesunken ist, wird auch der Deutschschweizer zu fühlen bekommen. An zwischen- oder überstaatlichen Versammlungen von Wissenschaftern, Lehrern, Studenten usw. darf tschechisch und polnisch gesprochen werden, aber kein Deutsch. Man kann aber ein sehr gebildeter Deutschschweizer und ein durchaus würdiger Vertreter seines Landes und Standes sein und englisch oder französisch geführte Verhandlungen verstehen und sich doch nicht zutrauen, in einer Fremdsprache mitzureden. Unser Mitspracherecht ist also beschränkt worden.

Ruhig, aber aufmerksam wollen wir das deutschschweizerische Sprachleben im Auge behalten, und wenn unsere Leser Erscheinungen beobachten, die mit der neuen Lage zusammenhängen, so mögen sie uns das melden. Wir wollen diese Beobachtungen sammeln und verarbeiten.

Hermann Hesse

hat außer dem Nobelpreis letztes Jahr noch eine andere Ehrung erfahren. Es handelt sich um eine lustige Kleinigkeit: Als er noch ennet dem Bodensee, gegenüber Steckborn wohnte, war er der Nachbar seines „Dichterkollegen“ Ludwig Finckh, der dann mit fliegenden Fahnen zum Nazitum überging und bedauerte, daß sein Nachbar nicht mitfliegen wollte. Nun hörte man vor einigen Monaten, daß in Konstanz die Ludwig-Finckh-Straße in eine Hermann-Hesse-Straße umgetauft worden sei. Noch mehr als um des Dichters willen freuen wir uns darüber der Konstanzer wegen.

Berichtigung

In den Aufsatz „Zwei Übersetzungen und anderes“ (1946, Heft 12, S. 180), hat sich leider ein sinnstörender Fehler eingeschlichen. Die erste angeführte Stelle aus Schopenhauers Abhandlung beginnt in Wirklichkeit so: „Die Sprache ist der einzige ent-

schiedene Vorzug, den die Deutschen vor andern Nationen haben.“ Das Wort „einzige“ ist schon im Original gesperrt gedruckt. Der Satz ist gleich ein Beleg für die Tatsache, daß Schopenhauer nicht die Gewohnheit gehabt hat, seiner eigenen Nation Schmeicheleien zu sagen. A. Sch.